Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Band: 34 (1952)

Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 29. August 1952 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Ancilla Domini

(Magd des Herrn)

Es hat mich einst gerufen
Die höchste Majestät
Als vor des Thrones Stufen
Ich weilte im Gebet.
Und zitternd klang's wie Amen:
Herr, Deine Magd ist hie!
Da rief er mich mit Namen.
Ancilla Domini!

Seitdem bin ich gebunden
Die Magd des Herrn zu sein
Und alle Tag und Stunden
Mich seinem Dienst zu weihn.
Das heilige Vermächtnis
Das mir mein Herr verlieh
Bleibt stets mir im Gedächtnis:
Ancilla Domini!

Wo immer ich mag wandern
Durch dieses Leben hin
Von einem Tag zum andern
So bleibt dies mein Gewinn:
In Freuden und in Schmerzen
In Arbeit und in Müh'
Tönt's froh in meinem Herzen:
Ancilla Domini!

Es ist an allen Orten
Ein Dienst für mich bereit
Mit Taten und mit Worten
Wie es mein Herr gebeut.
Und wenn in stiller Stunde
Ich betend vor Ihm knie'
Dann heisst's im tiefsten Grunde:
Ancilla Domini!

Es ist ja nur so wenig
Wie ich ihm dienen kann;
Doch Er, mein grosser König
Er sieht es gnädig an.
Die Werke, die ich übe
Er selbst bereitet sie,
Füllt mich mit Seiner Liebe:
Ancilla Domini!

Und wird die Nacht auch kommen
Da niemand wirken kann,
Wird mir der Dienst genommen,
Den ich so gern getan,
Ja, ruhen auch die Hände —
Mein Herr entlässt mich nie!
Ihm dien' ich ohne Ende —
Ancilla Domini!

Schwester Eva von Tiele-Winckler

Von der evangelischen Diakonie

El. St. Die Diakonie, die Hilfe für den Nächsten, den Leidenden, hat ihre Wurzeln in den mütterlichen Eigenschaften der Frau. Die Verheiratete, durch die Leiden und Freuden der Mutterschaft privilegiert, hat ihr gegebenes Wirkungsfeld, über das hinaus sie je nach Zeit, Kraft, geistigen und materiellen Möglichkeiten noch seelisch oder praktisch Diakonie ausüben kann in dem Sinn, wie wir es im «Lob des tugendsamen Weibes» in der Bibel finden.

«Die Unverheiratete aber hat viele Kinder» steht ebenfalls dort, und nachdem sich das Amt der Hilfe in den ersten christlichen Gemeinden nach und nach von den Witwen auf die Ledigen verschoben hat, ging die Entwicklung der Diakonie den Weg, den wir in den Ausführungen von Schwester Hedwig Wolff* verfolgen können. Heute, da wieder eine unserer grossen Diakonissen-Anstalten ihr 100-jähriges Bestehen feiern darf, möchten wir Frauen vom Frauenblatt auch von Herzen an diesem Fest teilnehmen, das Riehener Mutterhaus und seine Schwestern mit unseren herzlichsten Wünschen in das neue Dezennium hinüberbegleiten und ihnen Dank sagen für ihre treue, aufopfernde Arbeit als «Stille im Lande». Wir Frauen wissen um all das stille Dienen und Helfen in unseren Spitälern, Anstalten, Gemeindepflegen, werde es nun von katholischen, freien Schwestern oder Diakonissen getan. Wir wissen aber auch um den Halt und die Hilfe, welche von jenen Schwestern ausgeht, welche mit ihrem ganzen Sein, ihrer Arbeit und ihrem Wesen dort verwurzelt sind, wo sie für sich, ihre Kranken und deren Angehörige in schweren Tagen und Stunden Kraft und Mut zu finden wissen.

Die evangelische Diakonie ist für immer mit dem Namen Theodor Fliedners, des Gründers der grossen Krankenanstalten in Kaiserswerth, verbunden. Nach einer schweren, in vielen Dingen entbehrungsreichen Jugend absolvierte er sein Theologie-Studium, wurde zunächst Hauslehrer in Köln, dann Pfarrer in eben der kleinen evangelischen Diasporagemeinde Kaiserswerth, die dann später durch ihn so grosse Bedeutung erhalten sollte. Die soziale Not seiner Pfarrkinder, eine unter schweren Verhältnissen durchgeführte Studien- und Bettelreise (für seine Pfarrkinder) bis nach Holland hinunter stärkten ihn mit Mut und Erfahrung, so dass er seine Schüchternheit überwand und an die Gründung sozialer Werke herantrat. Deren erstes war 1826 die Westfälische Gefängnisgesellschaft für die Verbesserung des Loses der Gefangenen. Das kleine Gartenhaus, das mit dem Schutzwerk für strafentlassene Frauen sein erstes Liebeswerk beherbergte, wurde später die Wiege für die berühmte Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt, die er gar nicht eigentlich primär beabsichtigt hatte, sondern die erst nach und nach aus der dort eingerichteten Strickschule und der aus ihr weiter hervorgegangenen Kleinkinderschule entstanden ist.

Er und seine tapfere Gattin Friederike, geb. Münster, die in der Rettungsanstalt Düsseltal bei Düsseldorf in die soziale Arbeit eingeführt und für die Not der Kranken und Armen hellhörig geworden war, beschlossen nun, ihre Kräfte in den Dienst derselben zu stellen und damit auch an einer Erneuerung der Diakonie in der Evangelischen Kirche zu arbeiten. 1836 eröffneten sie mit mehr Glauben auf Gottes Hilfe als Mitteln in der Kasse ein Krankenhaus, wobei das allerschwerste noch war, für den Diakonissenberuf geeignete Frauen zu finden. Nach verschiedenen Fehlschlägen mit den in Aussicht genommenen Oberinnen wurde und blieb Frau Friederike Vorsteherin und blieb damit bis zu ihrem Tode, was sie von Anfang an gewesen war: die Seele des Hauses. Sie nannte das «eine süsse Last».

Eine Schülerin und Freundin Amalie Sievekings, Karoline Bertheau, aus altem Hugenottengeschlecht, wurde Fliedners zweite Frau und Kaiserwerths zweite Mutter — 40 Jahre lang! Was Fliedner und seine zwei Gemahlinnen für die Erneuerung der weiblichen Diakonie getan haben, war bahnbrechend. Mag auch die Ausbildung der Diakonissen später eine Zeitlang nicht ganz Schritt gehalten haben mit den Fortschritten und Forderungen der modernen Medizin und Chirurgie, nun sind die Leistungen der verschiedenen Diakonissenhäuser, diejenigen der katholischen Kongregationen auch in ihrem Schulungsweg den Forderungen des Roten Kreuzes angepasst worden, sofern sie von diesem finanziell unterstützt werden. An dem schönen Riehener Fest am 31. August möchten alle jene, denen ein altes oder junges Schwesternherz, unter welcher Tracht es auch sei, ob noch getragen oder durch die Lebensumstände abgelegt, jeder ihrer Mitschwestern als schönsten Wunsch für ihre weitere Arbeit das schöne Wort des Herrn zurufen:

«Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein für viele.»

Hundert Jahre Diakonissenhaus Riehen

«Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.» Hebr. 13, 8.

Wahrspruch des Diakonissenhauses.

Im Jahre 1801 wanderte Christian Friedrich Spittler aus Württemberg nach Basel, wo er Sekretär der unlängst dort gegründeten Christentumsgesellschaft wurde. Sein Herz war voll Liebe zum Herrn Christus und den leidenden Mitmenschen, und in eigenen, schweren Leidenstagen reiften in ihm Pläne, die vielen Menschen zum Segen wurden. So entstanden: 1804 die Basler Bibelgesellschaft, 1815 die Basler Missionsgesellschaft, 1820 die Schullehreranstalt Beuggen, 1830 die Taubstummenanstalt in Riehen, 1846 das erste Kinderspital in Basel und 1852 das Diakonissenhaus Riehen.

Die Entstehung des Diakonissenhauses Riehen

Aus der Erkenntnis, dass für das neugegründete Bürgerspital in Basel geschultes Pflegepersonal nötig sei und unter dem Eindruck eigener Krankheit machte Spittler den Vorschlag zur Gründung eines Krankenpflegevereins. Dieser Verein liess dann mehrere Töchter in Ludwigsburg in Krankenpflege ausbilden, aber nicht alle derselben blieben bei dieser Arbeit. Zu jener Zeit hielt Pfarrer Theodor Fliedner, der Gründer des ersten Diakonissenhauses in Kaiserswerth, in Basel Vorträge über Diakonie. Darauf traten mehrere Basler Töchter zu diesem Dienst in das Kaiserswerther Diakonissenhaus ein. Da sagte sich Spittler, diese Kräfte sollten in der Heimat verwendet werden, das heisst, es sollte auch in Basel ein Diakonissenhaus gegründet werden. So kaufte er mit Freundeshilfe den «Pilgerhof», ein schönes Patrizierhaus aus dem 17. Jahrhundert in Riehen, das damals noch ganz auf dem Lande gelegen war. Das war der Anfang der Diakonissenanstalt Riehen. Spittler übergab sie einem Komitee, gewann Herrn Hieronymus Bischoff-Respinger zu dessen Präsidenten und Herrn Dr. Martin Burckhardt-His als Arzt und stand selber mit treuer Fürbitte hinter dem Diakonissenwerk. Nach langem Suchen fand er eine geeignete Oberschwester für die Diakonissen in Jungfrau Trinette Bindschedler aus Männedorf, der Tochter eines Fabrikdirektors in Haagen im Wiesental. Mit dem Eintritt von Schwester Trinette am 7. Oktober 1852 war die Diakonissenanstalt Riehen eröffnet, und schon in den nächsten Tagen kamen die ersten Schwestern, die auch sogleich einige Kranke pflegen durften. Herr und Frau Pfarrer Johannes Hoch, die bisher im Pilgerhof ein Knabeninstitut geführt hätten, blieben im Hause wohnen und standen Schwester Trinette mit Rat und Tat bei. Nun

Stammhaus Riehen 1852

Die Diakonie in der alten Kirche

*1. Aelteste Spuren des Diakonissenamtes**

Dem Wort «Diakonissen» begegnen wir in der Literatur zum erstenmal in einem Brief des Statthalters Plinius in Kleinasien an den Kaiser Trajan in Rom aus dem Jahre 112. Es war zur Zeit der Christenverfolgung, und jene Briefstelle lautet: «Bei dieser Sachlage fand ich es notwendig, aus zwei Mägden, die Diakonissen, Dienerinnen, genannt werden, unter Anwendung der Folter herauszubringen, was an der Sache wahr sei. Ich habe indessen nichts anderes gefunden als einen verschrobenen, masslosen Aberglauben. Deshalb habe ich die Untersuchung vorläufig eingestellt.» Diese zwei Diakonissen haben um ihres Glaubens willen die Folter erlitten, waren also Märtyrerinnen und verdienen darum unsere Liebe und Hochachtung. Vielleicht waren sie mit einer Aufgabe im christlichen Gottesdienst betraut, da ja der Statthalter gerade über diesen Gottesdienst von ihnen Auskunft haben wollte.

Dann vernimmt man von eigentlichen Diakonissen nichts mehr bis zum 3. Jahrhundert. Mehr weiss man noch vom Witwenamt in der damaligen Zeit. Noch immer hatten die Witwen ein Ehrenamt in der Gemeinde und gehörten zur Geistlichkeit. In den Schriften der alten Kirchenväter werden sie öfters erwähnt. So schreibt zum Beispiel der Bischof Polykarp von Smyrna, gest. 155 nach Chr.: «Die Witwen sollt ihr lehren, unablässig zu Gott zu beten, dass sie ein Altar Gottes sind.»

Beachtenswert sind auch die Worte des Bischofs Chrysostomos von Konstantinopel 344—407: «Die Gastlichkeit ist Pflicht aller Witwen ... auch soll die Witwe den Armen mit eigener Hand dienen, wie Abraham seinen Gästen gedient hatte, und das in freundlicher Bereitwilligkeit». Eine syrische Kirchenordnung aus dem 3. Jahrhundert gibt den Witwen Anweisung, sich sanftmütig und ruhig zu betragen, nicht schwatzhaft, noch keifend zu sein und den Streit nicht zu lieben. Sie sollen sich um nicht anderes kümmern als um die Fürbitte. Nach den «Apostolischen Ordnungen» aus dem 4. Jahrhundert sollten damals in jeder Gemeinde drei Witwen angestellt sein, zwei von ihnen sollten sich dem Gebet widmen und sich für den Empfang von Offenbarungen bereit halten, während die dritte die Kranken pflegen sollte.

2. Die Blütezeit des Diakonissenamtes in der alten Kirche

Im Anfang des 3. Jahrhunderts aber fing man an, den ehelosen Stand der Jungfrau höher zu schätzen als den Witwenstand. Darum hörte nach und nach das Witwenamt ganz auf, und wir finden anstelle der Witwen in der Gemeinde Diakonissen, doch so, dass noch eine Zeitlang beide nebeneinander tätig waren. Mit dem Anwachsen der Gemeinden waren immer mehr Hilfeleistungen auch für die Frauen der Gemeinde nötig, zum Beispiel bei der Taufe und in der Fürsorge. So lesen wir beim Kirchenvater Clemens: «Es ist geziemend, meine Brüder, auch für die Frauen eine Diakonie einzurichten». Auch im Gottesdienst wurden Aufsicht und Dienstleistungen durch Frauen immer notwendiger. Das alles führte zum Amt der weiblichen Diakonie. Damals war die Hauptaufgabe der Diakonissen nicht die Krankenpflege, sondern der Dienst in der Kirche. Eine einheitliche Tracht trugen sie noch nicht, auch wohnten sie noch nicht in einer Gemeinschaft beisammen. Diese Diakonissen waren Türhüterinnen am Frauaeingang der Kirche. Wenn fremde oder arme Frauen kamen, so verschafften sie ihnen «von ganzem Herzen» einen Platz. Auch liessen sie keine unbefugten Besucher ein, was in jenen Verfolgungszeiten sehr wichtig war. Den Diakonissen war auch die Aufsicht über die Frauen, die ein frommes, beschauliches Leben führten, anvertraut. Und da der Bischof nach damaliger Sitte die Frauengemächer nicht betreten durfte, waren die Diakonissen seine Botinnen bei den Frauen der Gemeinde. Bei der Taufe durften die Diakonissen mithelfen. Sie lehrten die weiblichen Täuflinge das Glaubensbekenntnis, machten sie mit der Taufliturgie bekannt und ermahnten sie zu einem guten Lebenswandel nach der Taufe. Bei der Feier selbst salbten sie die Frauen an der Brust, dann tauchten sie diese unter, legten ihnen ein weisses Kleid an und führten sie zum Bischof. Bei der Austeilung des hl. Abendmahles durften die Diakonissen nicht mitwirken, doch war es ihnen gestattet, das heilige Brot in die Häuser der alten und kranken Frauen zu tragen. Wenn so die Diakonissen bei den Sakramenten auch nur äussere Handreichung tun durften, so konnten sie in dieselbe doch einen tiefen und frommen Sinn legen. Im Gottesdienst wurden die Kinder, die nicht bei ihren Müttern sassen, von einer Diakonisse beaufsichtigt; auch hatten die Diakonissen darüber zu wachen, dass auf der Frauenseite alles ruhig und in Ordnung vor sich ging. Manchmal dienten die Diakonissen auch bei Hochzeiten, und oft schmückten sie die Leichen zum Begräbnis. Voll Liebe nahmen sie sich der Armen an. So erzählen uns die alten Schriften von einem «vielfachen Gebrauch» der Diakonissen in der Gemeinde. Alle diese Dienste taten sie als kirchliche Helferinnen, Dienerinnen und Botinnen unter der strengen Aufsicht des Bischofs. Von ihm wurden sie zu ihrem Diakonissenamt unter Handauflegung eingesegnet, wobei er folgendes Weihegebet sprach: «Ewiger Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi, der du Mann und Weib geschaffen, der du mit heiligem Geist erfüllt hast Mirjam und Deborah, Hanna und Hulda, der du es nicht für unwert geachtet hast, deinen eingeborenen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen, der du auch in der Hütte des Zeugnisses und im Tempel Hüterinnen deines Heiligtums bestellt hast, blicke in Gnaden herab auf diese, deine Magd, die zum Dienst erwählt ist, gib ihr den Heiligen Geist und reinige sie von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, würdig zu vollbringen das ihr aufgetragene Werk zu deiner Ehre und zur Ehre deines Christus, mit welchem dir sei Anbetung samt dem Heiligen Geist in Ewigkeit. Amen». Dieses alte Weihegebet wird noch heute bei mancher Diakonisseneinsegnung gesprochen.

Die einzusegnende Diakonisse wurde mit einem Schleier bekleidet und stand mit gesenktem Haupt am Altar. Nach der Handauflegung und dem Weihegebet wurde ihr eine Stola, welche das Joch Christi bedeutet, um Hals und Schultern gelegt mit den Worten des Bischofs: «Der Herr bekleide dich mit dem Kleid des Wohlgefallens». Manchmal erhielt sie einen Ring oder einen Schmuck. Die Einsegnungsfeier endigte mit dem hl. Abendmahl. Dann legte die Diakonisse die Stola ab und trug sie nie mehr. Jetzt gehörte sie zur Geistlichkeit. Die Bedingungen zur Aufnahme in das Diakonissenamt waren wohl

* Aus «Frauendienst in der Kraft Gottes» von Sr. Hedwig Wolff, V. D. M.

Mutterhaus Riehen

wurde am 11. November 1852 das Diakonissenhaus Riehen eingeweiht und am Schluss dieser Feier Schwester Trinette eingesegnet und als Oberschwester in ihr Amt eingesetzt.

Der Riehener Pfarrer Chr. Stähelin betonte in seiner Weihrede, «dass das Bestreben dieses Diakonissenhauses dahin gehe, dass den Kranken hier nicht nur leiblich geholfen werden solle, sondern dass sie nach der Gnade des Herrn auch mit geheilten und von Ihm begnadeten Herzen entlassen werden».

Leben und Arbeiten im Diakonissenhaus

Der Anfang war sehr bescheiden und still, doch kamen schon bald ziemlich viele Kranke und erfreuten sich hier liebevoller Pflege. Das Kostgeld betrug damals in der Woche 3 bis 4 Franken. Die Bevölkerung nahm das Diakonissenhaus freundlich auf und unterstützte es. Für Riehen wurde ein Freibett gestiftet, und im ersten Jahr wurden 106 Kranke gepflegt. Wie einfach damals noch alles zuging, zeigt uns der Eintritt zweier Schwestern aus dem Kanton Schaffhausen, die mit der Post nach Riehen fahren wollten. «Ei», sagte der Pfarrer beim Abschied, «das ist viel zu teuer für euch, geht nur von Neuhausen mit dem Floss, ich will mit dem Schiffer reden.» So kamen die beiden nach vierstündiger Fahrt nach Beuggen und von da in vierstündigem Fussmarsch nach Riehen, wo sie das Diakonissenhaus freundlich aufnahm. In den schon bald zu engen Räumen des Mutterhauses wurden die Schwestern geübt, sich zu bescheiden und sich in manche Enge zu schicken. Es ging ihnen trotzdem gut, sie durften vielen Kranken dienen und helfen und wurden dabei noch vom Arzt in der Krankenpflege unterrichtet. Den biblischen Unterricht erteilte der Ortspfarrer Christoph Stähelin. Gesangsunterricht und die Elementarfächer hatten sie bei Herrn Lehrer Plüss. Oberschwester Trinette leitete die Krankenpflege und die kleine Apotheke. Nach einem Jahr standen 10 Schwestern im Diakonissendienst. Bald konnten zwei Schwestern ins neu eingerichtete Kinderspital Basel und drei andere in Privatpflegen gesandt werden. Im Jahr 1854 zogen Riehener Diakonissen ins städtische Krankenhaus in Schaffhausen ein. Das war der Anfang einer bis heute währenden Verbindung mit dem Kanton Schaffhausen, der dem Riehener Diakonissenhaus seither viele Schwestern zugeschickt hat. Im folgenden Jahre durften Schwestern ins Bürgerspital Basel ausgesandt werden, im Jahr 1856 auch an die Frauenabteilung der Strafanstalt Basel, 1859 wurde Riehener Schwestern die Kleinkinderschule in Riehen anvertraut. Schon damals zeigte sich also, dass Diakonie nicht allein Krankenpflege ist, sondern dass die Diakonissen bereit sind, überall zu dienen, wo Hilfe nottut.

Weitere Entwicklung der Diakonissenanstalt Riehen

Das Diakonissenhaus durfte sich ruhig und stetig entwickeln, freilich kam am Anfang auch oft Krankheitsnot über dasselbe. In Basel und Umgebung herrschte der Typhus und raffte auch manche Diakonisse dahin. Das war nicht nur sehr traurig, sondern auch empfindlich, weil immer mehr Diakonissen von Aussenstationen verlangt wurden, so zum Beispiel von den Kinderspitälern von Basel und Bern, vom Armenbad in Schinznach und von der Anstalt zur Hoffnung in Basel. Schon im Jahr 1859 wurde die Medizinische Klinik und später dann auch die Chirurgische Klinik im Inselspital in Bern und zu gleicher Zeit das Krankenhaus in Burgdorf mit Riehener Diakonissen besetzt, auch ins Bürgerspital Basel, sowie an dessen chirurgische Frauenabteilung durften Schwestern gesandt werden. Es kamen auch immer mehr Anfragen um Gemeindeschwestern, aus Kinderkrippen und Kinderheimen. In Zürich im Pilgerbrunnen und später in Basel dienten schon früh Riehener Schwestern den gefährdeten Mädchen. Im Jahr 1870 zogen die Diakonissen ins Kantonsspital Münsterlingen ein, und im Laufe der Jahre durften viele Landspitäler in der Ostschweiz und im Kanton Bern besetzt werden. Neunundzwanzig Jahre lang führte Oberschwester Trinette unter Mitarbeit des Komitees die Leitung des Diakonissenhauses allein, bis es über ihre Kräfte ging. Immer dringender bedurfte das Werk eines ständigen Vorstehers und Hausgeistlichen, der dann auch in Pfarrer Theodor Fliedner, dem Sohn des Gründers des Kaiserwerther Diakonissenhauses, gefunden wurde. Leider aber verliess dieser nach dreieinhalb Jahren die Arbeit wieder.

Kurz nachher erkrankte Schwester Trinette am Typhus, und da noch eine Lungenentzündung dazukam, durfte diese treue Magd Christi in der Adventszeit des Jahres 1879 heimgehen. Gross war die Trauer bei ihren Schwestern, aber auch die ganze Gegend von Riehen trauerte um Schwester Trinette, denn sie war wie eine Mutter gewesen. In einem damaligen Bericht lesen wir: «Was jedermann mit so grosser Bewunderung für Schwester Trinette erfüllte, und was als ihr bestes Erbteil auf die vielen Diakonissen ihrer Schule übergehen möge, das war ihre grosse Demut. In diesem Seelenadel lag das Geheimnis ihrer Arbeitskraft und ihrer Erzieherklugheit.»

Ihr folgte Oberschwester Hanna Kirchhofer, die Tochter des Antistes von Schaffhausen im Jahre 1880 im Amte nach. Ihre Nachfolgerin wurde 1893 Schwester Bertha Bauer aus Wertheim in Baden. Ebenfalls im Jahre 1880 erhielt die Diakonissenanstalt einen neuen Vorsteher und Hausgeistlichen in Herrn Pfarrer J. J. Kägi von Bauma, Kanton Zürich, der mit seiner entschlossenen Art und seiner rührigen Energie das Diakonissenwerk vortrefflich leitete und demselben für lange Zeit seinen Stempel aufdrückte.

Schon im Jahr 1871 war der Bau eines Krankenhauses nötig gewesen, ihm folgte im Jahr 1888 ein neues Schwesternhaus als Heimat für die Schwestern. Den ärztlichen Spitaldienst versahen nach Herrn Dr. M. Burckhardt die Herren Dr. L. Courvoisier, Dr. L. Rütimeyer, Dr. Fr. Gutknecht, Dr. E. Veillon. Heute stehen am Krankenhaus Riehen als chirurgischer Chefarzt Herr Dr. C. F. Geigy und als medizinischer Chefarzt Herr Dr. E. A. Vischer, ihnen steht zur Seite Herr Dr. A. Staehelin. Grosse Dienste leisteten in der neueren Zeit Herr Dr. H. Karcher und Herr Dr. A. Müller.

Im Jahr 1900 durfte ein neuer, wichtiger Arbeitszweig von der Diakonissenanstalt aufgenommen werden: die Pflege gemütskranker Frauen in der «Sonnenhalde» in Riehen. Hier wirkten als Aerzte die Herren Dr. Gottlieb Burckhardt und Dr. Ch. Bach, der heutige Chefarzt ist Herr Dr. Ernst Sikemeier. Ihren besonderen Charakter hat diese Anstalt darin, «dass den Kranken neben der leiblichen Pflege der Trost einer gesunden evangelischen Seelsorge gesichert ist.»

Auch die Pflege in den Altersheimen Klösterli, Sarasin-Iselin Haus, Moosrain in Riehen und Marthastift in Basel durften die Schwestern übernehmen. Im Jahre 1930 konnte die Diakonissenanstalt in ihrem Park in einem kleinen Haus ein Kinderheim eröffnen, wo auch junge Mädchen die Säuglings- und Kinderpflege erlernen können. Dieses Kinderheim ist längst zu klein, das Haus ist alt und baufällig und schreit nach einem Neubau, wofür die Diakonissenanstalt herzlich um Mithilfe der Bevölkerung bittet.

Seit einigen Jahren geht eine fröhliche Schar von etwa 20 Mädchen jährlich durch die Haushaltungsschule oder Marthaschule der Diakonissenanstalt. Seit 1896 arbeiten Riehener Diakonissen in der Basler Heilstätte in Davos. In den Ferienheimen Kilchzimmer, Adelboden und Spiez dürfen die Schwestern sich von der Arbeit ausruhen. Diesem Zweck dient auch ein dem Diakonissenhaus von gütiger Hand geschenktes Haus in Riehen. Auch über die Grenzen hinaus geht der Dienst der Riehener Schwestern. Lange Zeit dienten solche im Ospedale evangelico in Neapel, bis heute auch in einem «Home» für berufstätige Frauen daselbst. Eine Gemeindeschwester ging dort auch lange den Evangelischen nach. In der äussern Mission stand jahrelang eine Riehener Diakonisse im Spitaldienst in Udipi, Indien, und heute dient eine andere Schwester an der Goldküste Afrikas.

Im Jahr 1898 berief das Komitee die Pfarrfrau Helene Claus-Auberlen, die Tochter des einstigen Theologieprofessors Auberlen, als Oberschwester. 37 Jahre lang übte die geliebte «Mutter Helene» ihr Amt aus, unterstützt von ihrer treuen Gehilfin Schwester Hanna Flury. In mütterlicher Liebe und mit feinem, vornehmem Wesen stand Mutter Helene dem Mutterhaus vor, das von ihr sein Gepräge erhielt. Kurze Zeit wirkte als zweiter Hausgeistlicher Herr Pfarrer J. Balmer, der aber leider bald starb. Als auch Herr Pfarrer J. J. Kägi im Jahr 1918 nach schwerem Leiden heimging, folgte ihm als Vorsteher der damals zweite Anstaltspfarrer August Schultze von Basel, der in seiner freundlichen Güte und seiner Liebe zu allen Schwestern ein guter, treuer Seelsorger war. Leider rief ihn Gott schon im Jahr 1925 aus seinem Amt ab. Ihm folgte als Vorsteher Herr Pfarrer Fritz Hoch aus Basel, der schon eine zeitlang zweiter Hausgeistlicher war. Nach dem im Jahre 1934 erfolgten Rücktritt von Mutter Helene wurde Oberschwester Marguerite von Vloten an deren Stelle berufen. Als zweiter Anstaltsgeistlicher wirkt jetzt Herr Pfarrer Rudolf Stückelberger, als Probemeisterin Diakonisse Charlotte Gelzer.

Ziemlich ungestört durfte sich die Diakonissenanstalt Riehen entwickeln. Zur Hauptaufgabe der Krankenpflege, zu der eine vom Roten Kreuz anerkannte Krankenpflegeschule die Schwestern vorbereitet, kam immer mehr der Dienst auf den verschiedensten Arbeitsgebieten, so in der Anstalt Balgrist, Zürich, an den körperlich Behinderten, in vielen Gemeindepflegen, Landkrankenhäusern, in Kinderpflege, im Fürsorgedienst an den Taubstummen, den Trinkern, im Bureau, in der Mitternachtsmission. Seit 1897 berichtet der «Diakonissenbote» über Leben und Arbeit in der Diakonie.

Viel hat das Diakonissenhaus Gott zu danken für seine gnädige Führung, Durchhilfe und Bewahrung während dieser 100 Jahre, für die ruhige Entwicklung des Werks, für tüchtige führende Persönlichkeiten in Komitee und Leitung, vor allem dafür, dass es mit seinen Schwestern, Mitarbeitern, Fürbittern und Spendern den Elenden, Kranken und Verlassenen helfen und in ihnen dem Herrn Christus dienen darf.

Der Dienst der Diakonissen ist mannigfaltig und segensreich, und das Diakonissenhaus öffnet seine Tore weit für evangelische Mädchen, die in sich den Ruf verspüren, dem Herrn Christus in den notleidenden Brüdern und Schwestern zu dienen.

H. W.

Sprüche

Ich meinte immer, um im Frieden mit der Welt zu leben, um die Menschen zu lieben und die heilige Natur mit wahren Augen anzusehen, müsste ich mich beugen, um anderen etwas zu sein, die eigene Freiheit verlieren. Ich fühle es endlich: nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe.

Friedrich Hölderlin

Wenn Du recht schwer betrübt bist, dass Du meinst, kein Mensch auf der Welt könnte Dich trösten, so tue jemand etwas Gutes, und gleich wird es besser sein.

Peter Rosegger

Politisches und anderes

Verständigung über Washingtoner Abkommen und Clearing-Milliarde

Die im Verlaufe letzter Woche in London zwischen einer schweizerischen Delegation und den Vertretern der Alliierten geführten Verhandlungen über die Ablösung des Abkommens von Washington und die schweizerische Staatsforderungen gegenüber dem ehemaligen Deutschen Reich haben zu einer Verständigung geführt.

Die Jahreskonferenz der interparlamentarischen Union in Bern

Im Bundeshaus in Bern wurde gestern die 41. Konferenz der interparlamentarischen Union eröffnet. An der Konferenz nehmen über 300 Delegierte von 32 Parlamenten der Welt teil.

Die neue Deutschlandnote Moskaus

Der russische Aussenminister Wyschinsky überreichte den Botschaftern der Westmächte die russische Antwort auf die Deutschlandnote der Westmächte vom 10. Juli. Die Note enthält einen heftigen Angriff auf den von den Westmächten mit der westdeutschen Bundesrepublik abgeschlossenen Friedensvertrag und nennt diesen «ein offenes Militärbündnis mit offensichtlich aggressiven Zielen». Die Note greift abermals auf die früheren allgemein gehaltenen Vorschläge der Sowjetunion zurück und schlägt nun vor, in unmittelbarer Zukunft und jedenfalls nicht später als im Oktober dieses Jahres eine Viermächtekonferenz mit folgender Traktandenliste abzuhalten: 1. Vorbereitung des Friedensvertrages mit Deutschland; 2. Bildung einer Gesamtdeutschen Regierung; 3. Abhaltung gesamtdeutscher Wahlen und Einsetzung einer Kommission für die Ermittlung ob die Bedingungen für die Abhaltung solcher Wahlen vorhanden sind. Erörterung der Zusammensetzung und der Funktionen einer solchen Kommission. Trotz grosser Enttäuschung, die die russische Note ausgelöst hat, wird sie von den Westmächten sorgfältig geprüft.

Der Kongress der Kommunistischen Partei der Sowjetunion

Nach einer Meldung der offiziellen sowjetischen Nachrichtenagentur Tass wurde die Einberufung des Kongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion auf den 5. Oktober beschlossen. Es ist dies der erste Parteikongress seit dem Jahre 1939. Der Kongress soll sich u. a. mit dem Fünfjahresplan zur Entwicklung der Sowjetunion in den Jahren 1951 bis 1955 und den Aenderungen der Parteistatute befassen.

Wieder eine Protestnote an General Tschuikow

Die Hochkommissare der drei Westmächte richteten an den sowjetischen Kommandanten in Deutschland, Gneral Tschuikow, ein neue Note, in der die sowjetischen Behörden beschuldigt werden, den Interzonenhandel zu stören, die Verbindung mit Berlin zu erschweren, dem Reiseverkehr ungebührliche Schranken aufzuerlegen und eine Verewigung der Teilung Deutschlands zu versuchen.

Kurt Schumacher gestorben

Der erste Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Dr. Kurt Schumacher, ist in Bonn vergangene Woche plötzlich gestorben. Als Opfer des Hitler-Regimes verbrachte Schumacher 12 Jahre in verschiedenen Konzentrationslagern. Nach dem Zusammenbruch widmete er sich dem Wiederaufbau der Sozialdemokratischen Partei und als Abgeordneter des Bundestages war er Führer der Opposition gegen die Politik des Bundeskanzlers Adenauer.

Kinderlähmung in Westeuropa

Nach dem jüngsten Bericht der Weltgesundheits-Organisation wurden in der Zeit von 29. Juni bis 2. August in Westdeutschland 1826 Fälle von Kinderlähmung, davon 117 mit tödlichem Ausgang verzeichnet. In den Niederlanden waren es 337 Fälle, in Frankreich 311 Fälle, in Belgien 260 Fälle und in der Schweiz 158 Fälle (im Jahre 1951 110 Fälle). In der gleichen Zeitspanne wurden in USA 7016 Kinderlähmungsfälle gemeldet.

cf

OVOMALTINE
stärkt auch Sie!

DITZLER
CONFITÜREN
... heben die Stimmung beim Frühstück!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

dieselben wie bei den Witwen und den Diakonen: ein guter Ruf, Erfülltsein mit Heiligem Geist und Weisheit. Dass ein reiner Lebenswandel von den Diakonissen verlangt wurde, ist selbstverständlich, und vor allem gehörte der lebendige Glaube an den Herrn Christus zu diesem Dienst.

Das 4. Jahrhundert war in der morgenländischen Kirche die Blütezeit der weiblichen Diakonie. Da arbeiteten in Konstantinopel unter der Leitung des Bischofs Chrysostomos 40 Diakonissen, unter denen die bekanntesten sind: Procula, Pentadia, Sylvana, Amprucle und Olympias.

Olympias wurde im Jahre 368 als Tochter einer alten römischen Adelsfamilie geboren. Früh verlor sie ihre Eltern. Noch sehr jung wurde sie an den Praefekten Nebridius verheiratet, aber schon nach 20 Monaten starb ihr Gatte, Kinder hatte sie keine. Entgegen dem Willen des Kaisers blieb sie nun ehelos und übte mit ihren vielen Gütern eine grosse Wohltätigkeit aus. Sie selbst lebte ganz einfach. Bischof Chrysostomos ware ihr treuer Berater. Er verstand es, ihre verschwenderische, von vielen missbrauchte Freigebigkeit in weise Bahnen zu lenken und suchte ihre strenge Askese zu mässigen, rühmte aber ihre bescheidene, anspruchslose Art, in der sie sich ohne Eitelkeit mit vollem Ernst einem geheiligten und enthaltsamen Leben hingab. Sie besuchte Arme und Kranke und unterrichtete heidnische Frauen im christlichen Glauben, und all das war der Ausfluss ihrer tiefen Frömmigkeit und ihrer christlichen Einfalt. Als Chrisostomos verbannt wurde, verlor Olympias viel an ihm, aber auch aus der Ferne stand er ihr treu mit seinem Rate bei. Seine 17 noch erhaltenen Briefe an sie sind ein schönes Denkmal dieser Freundschaft in dem Herrn.

Zu jener Zeit gab es auch in Rom einen Kreis frommer, vornehmer Frauen, die ähnliches taten, wie die Witwen und Jungfrauen in Konstantinopel. Aus dem Briefwechsel, die einige von ihnen mit den Kirchenvätern Hieronymus und Augustin führten, können wir manche Nachrichten über sie lesen. Augustin freute sich über ihre Tätigkeit und ihre Frömmigkeit, warnte sie aber vor aller frommen Uebertreibung und Eitelkeit. Zu diesen Frauen gehörte die fromme und gelehrte Marcella und ihre Tochter Eustochium. Beide halfen in Rom vielen Armen, folgten dann Hieronymus nach Bethlehem, wo Paula ein Pilgerhaus und ein Kloster baute. Fabiola gründete in Rom das erste christliche Krankenhaus, in welchem sie Blinde, Krüppel und Aussätzige aufnahm. Durch liebevolle Pflege tat sie vielen hier wohl. Die beiden Melanien kauften in Rom Sklaven los und nahmen sich überhaupt der Notleidenden an. Bei einer Pilgerfahrt ins Heilige Land baute die ältere Melanie ein Kloster für 50 Jungfrauen in Jerusalem. Die jüngere lebte eine Zeitlang in Bethlehem als Einsiedlerin in harter Kasteiung. Das Ideal fast aller dieser frommen Frauen war ein asketisches Nonnenleben, oft in Einsamkeit und Armut, während die Diakonissen in Konstantinopel bei all ihrer Liebestätigkeit ihr Hauswesen behielten und sich nicht von ihrer Familie trennten. So hielten es auch die sogenannten gottgeweihten Jungfrauen in den ersten christlichen Jahrhunderten. Sie sonderten sich nicht völlig von der Welt ab, sondern blieben bei ihren Eltern, von wo aus sie sich der Notleidenden annahmen. Nach dem Tode der Eltern lebten sie dann in einem Jungfrauenheim, wo sie in den unsichern Zeiten geschützt waren. Man weiss aber wenig vom praktischen Dienst dieser Jungfrauen. Erst als dann aus ihren Reihen Diakonissen gewählt wurden, wurde ihre Liebestätigkeit bekannt. Nach den Briefen des Kirchenvaters Ignatius, gest. 115, gab es auch in Antiochia in Syrien Diakonissen. Die bekannteste von ihnen ist Makrina in Cäsarea, die bei all ihrer Gelehrsamkeit eine rechte Dienerin der Armen war; aber später wandte auch sie sich dem asketischen Leben einer Nonne zu.

Auch die Liebestätigkeit mancher christlichen Kaiserin dürfen wir nicht vergessen, z. B. der frommen Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin des Grossen. Sie befreite viele Gefangene aus Bergwerken, baute im Heiligen Land schöne Kirchen, versammelte in Jerusalem gottgeweihte Jungfrauen und sorgte für Kinder, die Hilfe und Schutz nötig hatten. Die Gattin des Kaisers Theodosius, Facilla, diente den Armen in den Spitälern persönlich und nahm sich der Krüppel in den Xenodochien, das heisst Fremdenhäusern liebevoll an, speiste viele Kranke und tat ihnen manche Handreichung selbst.

Wahrscheinlich gab es zur Zeit der alten Kirche auch in Gallien und Irland Diakonissen, doch weiss man wenig von ihnen.

3. Die Verdrängung des Diakonissenamtes durch das Klosterideal

Wir sahen, dass es in der morgenländischen Kirche am meisten, in der abendländischen viel weniger Diakonissen gab. Als das Nonnentum überall überhand nahm, verschwand mit der Zeit das Diakonissenamt immer mehr aus der Kirche. An einem Kirchenkonzil im 4. Jahrhundert wurde die Einsegnung von Diakonissen überhaupt verboten. Als sich in der Kirche allmählich die Kindertaufe einbürgerte, fielen wichtige Dienste der Diakonisse dahin. Und schliesslich trat an Stelle der Diakonisse die Nonne, die mehr als nach dem schlichten Dienst der Diakonisse darnach trachtete, durch Askese ihre Seligkeit zu verdienen. Während die Diakonisse in der Welt diente, zog sich die Nonne immer mehr von der Welt zurück, und das fromme, beschauliche Leben im Kloster wurde immer mehr geschätzt. So findet man im 7. und 8. Jahrhundert im Abendland keine Diakonissen mehr, während sich das Diakonissenamt im Morgenlande noch bis ins 12. Jahrhundert erhielt. Aber auch da wurden mit der Zeit die Diakonissen nicht mehr eingesegnet. Bis ins 16. Jahrhundert ist das Diakonissenamt, auch die Einsegnung geblieben bei den Jakobiten, einer christlichen Sekte in Syrien, ebenso in der Nestorianischen Kirche in Asien.

H. W.

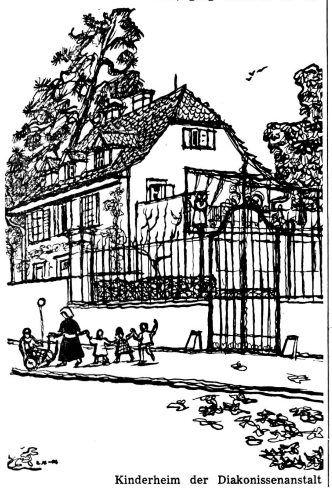
Das Verhältnis von Diakonie zur Kirche und Staat in der Schweiz

1. Was die Stellung zur Kirche betrifft, so ist jedenfalls von den freikirchlichen Diakonissenhäusern wie Bethanien-Zürich, Bethesda-Basel, St. Chrischona bei Basel zu sagen, dass sie in ihre Kirchen, resp. Gemeinschaften völlig eingebaut sind. Das methodistische Diakonissenhaus zum Beispiel steht unter dem Bischof der Methodistenkirche und sein Vorsteher hat jeweils an der Synode über die Diakonissenarbeit zu berichten. Die Prediger dieser Kirchen und Gemeinschaften stehen tapfer ein für «ihr Mutterhaus» und weisen die jungen Töchter, die Diakonissen werden wollen, an das Mutterhaus ihrer Kirche oder Gemeinschaft.

Was die zur Landeskirche gehörenden Häuser betrifft, so ist zu beachten, dass wir keine einheitliche reformierte Kirche der Schweiz haben, sondern nur kantonale Landeskirchen, die im schweizerischen Kirchenbund zusammengeschlossen sind. Zu den Tagungen dieses Kirchenbundes wird jeweils der Präsident des «Schweiz. Verbandes für Innere Mission und evangelische Liebestätigkeit» eingeladen zu einem Bericht. Und da zu diesem Verband auch die

Das Kinderheim in Riehen

Als im Jahre 1929 von der Diakonissenanstalt ein Landgut in Riehen übernommen werden konnte, wurde ein Häuslein in demselben zum Kinderheim bestimmt. Ein langjähriger Wunsch, auch den Kindern dienen zu können, ging dadurch in Erfüllung. Die Notwendigkeit eines solchen Heims zeigte sich denn auch vom ersten Tage an — das Häuslein, das 16 Kinder aufnehmen kann, war sofort gefüllt und wie oft auch überfüllt, obschon ungezählte Anmeldungen zurückgewiesen wurden. Das Kinderheim dient einem doppelten Zweck: der Aufnahme von Kindern bis zu vier Jahren und der Ausbildung von Töchtern in der Pflege des gesunden Säuglings und Kleinkindes. Diese Ausbildung von einem Jahr entspricht ebenfalls einem grossen Bedürfnis, nicht nur als Vorschule für soziale Berufe, sondern weil in Familien, Kinderheimen, Krippen immer Helferinnen gesucht werden, die wohl ausgebildet, aber nicht diplomiert sein müssen.



Kinderheim der Diakonissenanstalt

Woher kommen die Kleinen, die ins Kinderheim gebracht werden? Lassen wir die Schwester ein wenig erzählen: Da liegt der kleine Hanspeter, der als erstes Kind bei der Geburt seine Mutter verlieren musste. Ihm ist das Kinderheim ein Zufluchtsort geworden, wo er sein erstes Lebensjahr verbringt. Unsere zarten Zwillingsmeiteli haben auch schon rote Bäckli bekommen. Ihre Mutter weilt im Spital und ist froh, die Sorge um ihre Kleinen los zu sein. 22 Stunden alt wurde der Mario zu uns gebracht, da sein Vater tuberkulös ist. Er ist unterdessen ein strammes Kerlchen geworden und der Liebling aller. Ruthlis Mutter hat tapfer ihr Los auf sich genommen, ihr Kindlein selber durchzubringen; sie strickte ihm Kleidchen und die Freude des freien Sonntags ist ihr der Besuch bei ihrem Liebling. Dort am Sandhaufen spielen zwei grössere, für deren Mutter die bitter nötigen Ferien endlich möglich geworden sind. So hat jedes der Kleinen sein besonderes Schicksal, sie alle brauchen eine fürsorgende Liebe. Ist es nicht eine wunderbare Aufgabe, Mutterpflichten an diesen Kleinen stellvertretend zu erfüllen?

Von der Mannigfaltigkeit des Diakonissenberufes

Vom Pflegedienst bei den gemütskranken Frauen erzählt Schwester Luise: «Wir sollen nicht werben damit, dass wir den jungen Mädchen vorschwärmen, wie schön es im Mutterhaus sei. Aber in einem Rückblick darf man sich daran erinnern, wie wir, gleich sorglosen Kindern, lernen durften, um uns in unserem Beruf, und fürs Leben überhaupt, noch weiter auszubilden, in schöner Gemeinschaft untereinander... Welche Bereicherung für unser Innenleben kann die Pflege der Gemütskranken sein! In welche Abhängigkeit von Gott stellt sie uns! ER muss uns ausrüsten, den immer wiederkehrenden Anschuldigungen Depressiver mit Geduld und Liebe zu begegnen. ER muss uns das rechte Gefühl, den feinen Takt geben im Umgang mit so sensiblen Naturen und das nötige Einfühlungsvermögen. ER muss es auch schenken, mit unseren Worten wohl und nicht weh zu tun. ER muss uns auch den Glauben und die Hoffnung schenken auf Hilfe und Rettung, wenn vor den Kranken nichts liegt als Dunkel und Ausweglosigkeit.»

Von der Gemeindepflege berichtet Schwester Martha: «Es fiel mir schwer, als ich in die Gemeindepflege versetzt wurde, war es doch eine grosse Umstellung und ich ging nicht gern fort vom Spital. Die Gemeindearbeit ist mir aber auch lieb geworden.

Vielseitig ist die Gemeindepflege. Eine grosse Not treffen wir zum Beispiel in Trinkerfamilien. Ich denke da an eine Frau, die ich kürzlich zu pflegen hatte. Sie muss in die Fabrik, weil der Mann trinkt. Ist er nüchtern, so ist er ein guter Mann und Vater, auch ein guter Arbeiter. Jeden Mittwoch holt ihn ein Mitglied vom Blauen Kreuz ab in die Blaukreuzstunde. Er kommt willenlos mit. Aber oft kommt er nicht heim von der Arbeit und sitzt im Wirtshaus, statt in der Blaukreuzstunde. Da braucht es viel Geduld und vor allem Fürbitte, dass Gott solch arme Gebundene befreit von der Knechtschaft der Trunksucht.

Auch Arme und Bedrängte warten auf unsere Hilfe. Oft sind uns aber die Hände gebunden, dass wir nicht helfen können, aber wenn sie ihr Herz ausschütten dürfen und wir ein aufmunterndes Wort für sie haben, tut es ihnen wohl. Neben den Kranken haben wir auch unsere lieben Alten und Gebrechlichen zu besuchen, denen wir eine Predigt bringen oder vorlesen dürfen.

zeugen jeweilen die Rückblicke der Schwestern bei Anlass ihres 25- oder 50jährigen Jubiläums. Da schreibt Schwester Leni, die heute eine Spitalabteilung leitet: «... Wie ich in meiner Jugend den Ruf Gottes vernahm in der Stille einer ländlichen Heimat, so durfte ich jetzt als Glied des Mutterhauses teilhaben an den spürbaren Segnungen der Gemeinschaft. Wie bald war ich da zu Hause. Dass Gott auch mir Gaben verlieh, womit ich anderen dienen durfte, machte mich glücklich, und so eignete ich mir mit Liebe die beruflichen Fähigkeiten an.»

Die Kinderschwester Roseli weiss zu erzählen: Als kleines Mädchen sagte ich zu meiner Mutter: «Wenn i gross bi, will i vill, vill Chind ha, aber kei Ma.» Wie ist es wahr geworden! Ich wurde zwar nicht gross (von Gestalt), aber Kinder durfte ich viele haben. Neben dem Hause meiner Eltern lag eine Wiese; da hütete ich als Schulkind neben meinen kleinen Geschwistern oft noch viele Nachbarskinder. Die Mütter brachten mir ihre Kleinen mit der Bitte, sie auch zu hüten. Ich hatte oft vier bis fünf Kinderwagen mit Buscheli. Am Bord krabbelten einige Höckli herum, oder wir machten Spiele; zwischenhinein las ich die herausgeworfenen Nuggeli auf und steckte sie in die vielleicht nicht immer dazu gehörenden Mündchen. Das machte früher nichts, man war nicht so heikel; die Mütter kannten dann schon den richtigen.» Im Kinderspital hat Schwester Roseli vieles gelernt, und nun kann sie in einem Kinderheim «vieli Kindli» betreuen.

In der Küche fand Schwester Anna ihre Aufgabe. Sie erzählt davon: «Da gab's für mich manchen inneren Kampf zu bestehen, bis ich glücklich war, am Herd den Kranken dienen zu dürfen. Es war für mich ein Gehorsamsweg, aber heute bereue ich ihn nicht... Nun darf ich schon seit 19 Jahren für das leibliche Wohl der gemütskranken Frauen, meiner Mitschwestern und unserer Mädchen besorgt sein. Dabei ist es mir ein besonderes Anliegen, die jungen Mädchen zu verantwortungsvollem Pflichtbewusstsein heranzuziehen und ihnen dabei eine mütterliche Beraterin zu sein. Ich habe viel Erfreuliches erleben dürfen und stehe noch mit manchem, das seither eine Familie gegründet hat, in herzlicher Verbundenheit.»

Wir führen eine reiche Auswahl in schönen handgewobenen Vorhangstoffen

Arte del Ticino

Kunstgewerbe - Handgewebe

Stampfenbachstr. 42, Zürich, Telephon 28 59 55

Moderne Kunst auch im Tessin

Comologno, der letzte Ort im Onsermonetal, ist nicht nur bekannt um seiner schönen alten Häuser und der schmucken Kirche willen, sondern ebenso sehr wegen der wunderhübschen Kapellen des Kreuzweges, der sich im Dreieck um den alten Friedhof zeichnet. Sie sind unter Denkmalschutz, wohl weil Ende des vorigen Jahrhunderts, zu Anlass eines aufflackernden Bildersturmes, die Fresken und zum Teil sogar die Gebäulichkeiten ruiniert worden sind. Seit bald dreissig Jahren spricht man davon, diese Sehenswürdigkeit wieder instand stellen zu lassen. Das verlangte aber Geld, viel Geld. Der jetzige junge Pfarrer des Ortes ruhte nicht, bis er die nötige Summe aus Gaben und Subsidien beieinander hatte. Was gab es da nicht zu weibeln und zu bitten! Endlich kam der Tag, da der Auftrag, die Fresken der Kapellen in Arbeit zu nehmen, vergeben werden konnte. Eine gut zusammengestellte Jury traf die Wahl der Maler. Vier bekannte Tessiner Künstler wurden mit dem Auftrag beehrt. In diesem Monat August hatten sie sich alle im Dorfe einzufinden: Salati, Marioni, Salvioni und Beretta, um jeder einige der Kapellen nach den eingereichten Entwürfen al fresco zu bemalen. Ein Ereignis für das abgelegene Dorf! Ein jeder nahm Anteil. Täglich zogen am Abend die Dorfbewohner und viele Feriengäste an den schon fertigen oder sich in Arbeit befindlichen Kapellen vorbei und gaben ihr Urteil ab. Die vier untersten Kapellen, in einer Reihe, waren Salati zugedacht. Kühn, von Picasso herkommend, packte er die schwere Aufgabe an, das eltehrwürdige Thema der Leidensstationen des Herrn durch neuzeitliche Ausdrucksweise im Freskenstil darzustellen. Viel Schwarz gegen kräftige Farben, grosse Schwünge der Linien, klare flächige Komposition, alles vereinfacht, eindrücklich, sachlich schlicht. Aber es gefiel den Dorfleuten nicht. «Was soll denn das, er hat nur ein Auge?» fragte der Küster, dem es oblag, einen Spazierweg vor den Kapellen durch anzulegen. «Und sieh' diese Lippen, ganz abgelöst vom Gesicht, in einem schwarzen Fleck?» sagte sein Gehilfe. Die jungen Mädchen standen geziert herum, knabberten an einem Grashalm und lauerten darauf, wer endlich das erlösende Wort sprechen würde, damit sie einstimmen könnten: «Aber das ist doch scheusslich, greulich, ein Skandal!» Niemand sagte es, denn alle wussten, dass ihr Pfarrer von seinen Malern begeistert war. Er tröstete die Leute, sie würden sich schon gewöhnen; sie seien jetzt nur erstaunt, mit der Zeit würden sie erkennen, was ihnen da für Kunstwerke erblühten. Und man dürfe doch die Fresken nicht im alten barokken Stil von irgend einem Kopisten anfertigen lassen. Ja, gewiss, solche hätten den Leuten gefallen, aber man sei doch seiner Zeit etwas schuldig, man habe doch zu seiner Zeit zu stehen. So sprach er, ein tapferer Anwalt der modernen Kunst. Es heisst, er habe sich sogar mit dem Bischof ins Treffen gewagt, um seine Meinung von der zeitgenössischen Malerei zu verteidigen. — Als die vier Fresken von Salati fertig waren, schau, da waren die Dorfleute schon an seine Art gewöhnt und nickten beifällig zum Werk. Sie «erkannten» sogar die einzelnen Personen der heiligen Handlung, so die Magdalena, die Veronika, den Johannes, und das gab ihnen Zuversicht und Vertrauen. Dies war am Samstagabend. Am Sonntag fiel ein ungewöhnliches Hin und Her, ein Auf und Ab vor der Kirche auf. Ein leises Summen, wie aus einem erbosten Bienenschwarm, lag in der Luft. Frauen schlugen die Hände zusammen, alte Männer blickten zu Boden und schüttelten die Köpfe. Was war denn geschehen? Ach, nur zu bald wussten es alle: eine frevelnde Hand hatte nächtlicherweile die vier Fresken des Salati mit scheusslicher, mennigroter Farbe über und über verschmiert. Ausgelassen war nur der Kopf des Herrn und der Name des Malers, und so der Mensch in die Schonung des Gottes miteinbegriffen. Wie Blut glühte die Farbe im fröhlichen Sonnenschein. Die Gesichter aber waren düster. Wer hat's getan? Ja wer? «Eine Schande, mehr als das, ein Verbrechen!» Die Polizei wird benachrichtigt; wird sie findig sein? Von den 30 Männern, die heute im Dorf leben, sind die meisten von vornherein von jedem Verdacht auszuschliessen. «Es muss einer sein, der weder Tod noch Teufel fürchtet, so nachts allein beim Friedhof zu so schlechtem Werk.» «Es muss einer sein, der sich heute nicht zu zeigen wagt; wer denn?» «Es muss einer sein, der nie beichtet; wer denn?» «Es muss einer sein, der rote Farbe im Hause hatte und mit Farbe umzugehen versteht. Wer denn?» so schwirren die Vermutungen, jeder denkt an jemanden, aber keiner riskiert's, den Namen auszusprechen. Lieber möchte man, wie es der Lehrer vertritt, annehmen, es sei einer von unten extra heraufgekommen, um die Bilder zu verderben. Vendetta? Warum nicht vendetta. Jeder Mensch hat seine Feinde, sicher auch Herr Salati. Wär's doch nur einer von draussen, so dass die Schande nicht aufs Dorf fiele. Aber es nützt nichts, dass man den Schuldigen verschweigt; die Untat ist, wie der arme junge Pfarrer murmelte, nicht mehr aus der Dorfgeschichte auszuradieren. Frägt sich nur, wer stärker sein wird: der Sippengeist oder das Gerechtigkeitsgefühl. Frägt sich nur, ob das Dorf den Schuldigen in seinem Kollektiv schützen oder ihn preisgeben wird.

A. V.

Wir freuen uns darauf

Ein bedeutender Irrenarzt setzt in seiner Anstalt die Freude (neben der Arbeit) als erstes Heilmittel obenan. Ist die Erntezeit zu Ende, wird ein schönes Dankfest eingeschaltet, dem Dichter folgend: «Saure Wochen — frohe Feste.» — Tüchtige Lehrer bezeichnen die Freude als treue Helfer in der Erzieherarbeit. Blumen aus Wald und Feld, schillernde Falter, kleine, feine und dicke Käfer und Käferlein vermögen oft ein frohes Leuchten in die Augen verschüchterter Kinder zu zaubern; trockener Unterrichtsstoff wird zum frohen Erlebnis. — Wohl einer Hausmutter, die ihren vielen Pflichten frohen Sinnes nachkommt, dass sich Mann und Kinder auf das Zuhause freuen.

Und nun wartet eine Freude eigener Art auf uns. Wir reformierten Deutschschweizer bekommen ein neues Kirchengesangbuch. Eine 24 Jahre dauernde Arbeit ist zum Abschluss gekommen. Lange sehnte man sich nach einem einheitlichen Gesangbuch. Bis heute sind nämlich zwei verschiedene im Gebrauch. Zieht z. B. eine Berner Familie in den Kanton St. Gallen, oder Thurgau, Glarus oder Graubünden, so kann sie nicht aus ihrem altvertrauten Gesangbuche singen, weil dort ein anderes in Gebrauch ist. In unserer Zeit aber, wo sich die Bevölkerung häufig mischt, ist dies bemühend und nicht mehr am Platze. Die Bedürfnisfrage nach einem einheitlichen Kirchengesangbuche musste bejaht werden.

Dieses liegt nun in einem schönen Gewande mit gutem, deutlichem Druck vor und darf sich wohl sehen lassen. Wir dürfen es dann ruhig den Konfirmanden auf den Gabentisch legen. Eine Auswahl bester Lieder und Psalmen, aus allen Zeiten von der Reformation bis zur Gegenwart finden sich in übersichtlicher Anordnung vor. Jedem Lied ist die entsprechende Melodie beigefügt, so dass in Zukunft das störende Vor- und Rückwärtsblättern unterbleiben wird. Sobald die Kirchensynoden die Einführung beschlossen haben — was in nächster Zeit geschieht — wird mit dem Druck der ersten Auflage begonnen.

M. B.

Schritte

Seit ein paar Tagen lebe ich in einem fremden Haus. Nichts ist mir in ihm vertraut, nicht einmal die Menschen, die es beherbergt. Ich habe eine Augenoperation hinter mir und liege bewegungslos zu Bett, um den Schmerz nicht zu wecken. Wenn ich nicht schlafen kann, versuche ich in die neue Welt einzudringen und horche. Ich horche auf die

Diakonissenhäuser gehören, kann der Präsident Anliegen derselben dem Kirchenbunde vorlegen. Der Vorstand des Kirchenbundes hat sich z. B. in den letzten Jahren einmal eingehend mit dem Mangel an Nachwuchs in den Diakonissenhäusern befasst, ohne freilich wirkliche Hilfe leisten zu können. — Alle Diakonissenhäuser arbeiten in verschiedenen Kantonen, stehen also mit verschiedenen Kirchen in Beziehungen. Schon dadurch wird es dem einzelnen Mutterhaus erschwert, mit der Kirche seines Wohnkantons in allzu enge Beziehungen zu treten. Dazu kommt, dass in den meisten unserer kantonalen Kirchen die beiden kirchlichen «Richtungen» — «positive» und «liberale» — als gleichberechtigt angesehen werden, ein Umstand, der unsre ganz auf «positiver» Seite stehenden Diakonissenhäuser der organisierten Kirche gegenüber zur Vorsicht mahnt. Um ein Beispiel zu nennen: das welsch-schweizerische Diakonissenhaus St. Loup z. B. hat die Eintritte aus den Kantonen Waadt, Genf und Neuchâtel, und zwar sowohl aus den «églises nationales» als auch den sogenannten «églises libres» (indépendantes) dieser Kantone. Es hat zu allen diesen Kirchen gute Beziehungen, ist aber organisatorisch keiner eingegliedert. Aehnlich steht es mit unseren deutschschweizerischen Mutterhäusern in Bern, Riehen und Zollikerberg: wir sind innerlich mit den Kirchen der Orte, in denen wir unsern Wohnsitz haben und in denen unsre Diakonissen arbeiten, verbunden, ohne ihnen irgendwie eingegliedert zu sein. Wir legen Wert darauf, dass in unseren Komitees (oder «Direktionen») landeskirchliche Pfarrer mitarbeiten, laden zu unseren Jahresversammlungen und Einsegnungen Vertreter kantonaler Kirchenbehörden ein, sind aber organisatorisch und finanziell völlig unabhängig von den Kirchenbehörden. Leider bestehen da und dort unter den Pfarrern der Kirche viele Vorurteile gegen unsre Diakonissenhäuser. Wir suchen aufzuklären, indem wir gerne an Pfarrerversammlungen über die Diakonie referieren und auch immer wieder zum Besuch unsrer Häuser einladen. Dass diese innere Verbindung mit den Kirchgemeinden und Pfarrhäusern besser, herzlicher werde, ist uns ein wichtiges Anliegen. Dass in den Kirchenordnungen auch der Diakonie in den Kirchgemeinden gedacht werde und ihr ein Platz eingeräumt werde, liegt uns am Herzen. Aber nach einer organisatorischen Eingliederung der Diakonissenhäuser in die kantonalen Kirchen streben wir durchaus nicht. Wir glauben, dass unter den gegebenen Umständen das bestehende Verhältnis innerer Zugehörigkeit bei äusserer Freiheit das richtige ist.

2. Was die Stellung zum Staat betrifft, so ist auch da daran zu erinnern, dass unser Schweizerbund die Fragen der Kirche, des Gesundheitswesens, der Fürsorge weithin den Kantonen zur Regelung überlässt. Einzig die Ausbildung von Krankenschwestern und die Aufsicht über die Krankenpflegeschulen ist vom «Bund» dem «Schweizerischen Roten Kreuz» übertragen, an dessen Richtlinien für die Ausbildung von Krankenschwestern wir uns zu halten haben. Die aus den anerkannten Krankenpflegeschulen hervorgegangenen Pflegerinnen sind zum Sanitätsdienst verpflichtet. In den letzten Jahren hat der «Bund» auch durch einen «Normalarbeitsvertrag» die Arbeits- und Freizeitverhältnisse, sowie die Lohnverhältnisse der Krankenpflegerinnen geregelt; Ordensschwestern und Diakonissen sind aber nicht an diesen Normalarbeitsvertrag gebunden. Auch bei der Durchführung der «Alters- und Hinterbliebenenversicherung», die für alle Schweizer obligatorisch ist, haben die Bundesbehörden in sehr entgegenkommender Weise Rücksicht genommen auf die besonderen Verhältnisse der katholischen Orden und evangelischen Diakonissen, die in solchen Fragen meist gemeinsame Interessen zu vertreten haben. —

Im übrigen haben wir es mit unseren Kantonen zu tun, die uns grosse Freiheit gewähren und uns nach unseren Ordnungen leben lassen. Die älteren Diakonissenhäuser haben meist die Rechtsform der «gemeinnützigen Stiftung»; als solche müssen sie ihre Rechnungen und Jahresberichte der Regierung alljährlich einreichen, wobei aber die Regierung nur darüber zu wachen hat, dass der Stiftungszweck eingehalten und korrekte Rechnung geführt wird. Die jüngeren Diakonissenhäuser haben sich meist dem «Vereinsrecht» unterstellt und sind noch weniger «beaufsichtigt». Was die staatlichen Steuern betrifft, so geniessen unsre Diakonissenhäuser als «gemeinnützige Werke» meist Steuerfreiheit. Wieweit die einzelne Diakonisse ihr «Einkommen» versteuern muss, hängt sehr von den kantonalen Gesetzen und vom Wohlwollen der Steuerbehörden ab.

Diakonissen unsrer Mutterhäuser arbeiten in staatlichen Krankenhäusern; soweit es die heutigen Arbeitsmethoden erlauben, können sie ihren Patienten «unverboten» mit Gottes Wort dienen und mit ihnen beten. In den Verträgen, die mit den Krankenhäusern abgeschlossen werden, wird dieses Recht meist ausdrücklich gewahrt und gewährt. Von den Direktionen dieser staatlichen Krankenanstalten sind die Diakonissen meist gerne gesehen. Sie hätten gerne mehr Diakonissen von uns, wenn wir sie ihnen geben könnten. Bekämpft werden sie an manchen Orten von dem gewerkschaftlich organisierten Personal.

Wie alle privaten Anstalten für Kranke, Kinder, Alte etc. haben es auch unsere Diakonissenhäuser oft nicht leicht, der Konkurrenz der staatlichen Anstalten standzuhalten. Der Staat kann aus den öffentlichen Mitteln grossartig ausgestattete Bauten erstellen; er kann hohe Löhne gewähren, da die Defizite der Anstalten ja aus den Steuern gedeckt werden. Es wird den christlichen Anstalten je länger desto schwerer, Neubauten zu finanzieren. Da und dort ist der Staat gerne bereit, grosse finanzielle Beiträge zu gewähren; aber er verlangt als Gegengabe meist sofort ein gewisses Aufsichts- und Mitspracherecht in den unterstützten Anstalten, wodurch der christliche Charakter der Anstalt leicht gefährdet werden kann. Ebenso steht es mit den Defiziten unserer christlichen Krankenanstalten: in einzelnen Kantonen leistet der Staat einen gesetzlich festgelegten Beitrag an das Defizit der Krankenanstalt des Diakonissenhauses, stellt dann aber seine bestimmten Anforderungen an die Rechnungsführung, an die Gestaltung der Taxen usw. Wenn immer möglich, suchen wir daher ohne Staatsgelder auszukommen; wir wollen nicht durch «goldene Ketten» gebunden werden. Aber gerade in dieser Freiheit von staatlichen Mitteln suchen wir um so mehr, dem Staat in loyaler Weise zu dienen auch durch unsere christlichen Werke und Anstalten.

3. Gegenwärtig sind jedenfalls die älteren unter unsern Diakonissenhäusern durch den Mangel an Eintritten junger Diakonissen gezwungen, bisher betreute Arbeitsfelder zu verlassen. Es ist klar, dass es meist staatliche Anstalten sind, die wir verlassen, da diese aus den ihnen zur Verfügung stehenden öffentlichen Mitteln auch teures freies Personal bezahlen können. Wenn uns aber Kirchgemeinden oder kirchliche Anstalten oder Vereine um Diakonissen bitten, suchen wir solchen Gesuchen wenn immer möglich zu entsprechen.

Wir sind dankbar für die Freiheit, die uns der Staat gewährt und freuen uns, wenn die Kirche unsern Dienst sucht.

Aus «Diakonia»: *Pfarrer F. Hoch, Riehen*

Schritte. Zuerst lausche ich denen, die im eigenen Zimmer hörbar werden, und sie machen mich mit den Menschen vertraut, die bei mir ein- und ausgehen. Vorläufig sind es ihrer nur wenige. Aber aus ihrem Schritt verrät sich mir die Art ihrer Einstellung zum Leben und zu ihrer Pflicht. Da ist der bestimmte, nie zögernde und in seiner Behutsamkeit Menschenfreundlichkeit verratende Schritt des Arztes. Da ist auch der eifrige, von der Fürsorge beherrschte Schritt der Pflegerin, der eilende, gedämpfte, äusserste Wachsamkeit zeigende der Nachtschwester und das behende, fröhliche Schreiten des Zimmermädchens. Ein Schritt kommt täglich zweimal auf meine Türe zu. Ich erkenne ihn unter unzähligen, den des mir am nächsten stehenden Menschen. Mit der Zeit horche ich auch auf das Hin- und Hergehen der fremden Menschen im Korridor. Da vernehme ich den Schritt eines Gelassenen, eines Ungeduldigen, eines Rastlosen und eines sich in trotzigem Auflehnen gegen sein Schicksal Aufbäumenden.

Wenn die Nacht hereinbricht, setzt der grosse, ohrenbetäubende Lärm der Strasse mehr und mehr aus, der Schritt später Heimkömmlinge aber wird vernehmlicher. Da gibt es den müden, den rücksichtslos auftretenden harten, den schlurfenden, den selbstbewussten und den glücklichen, kaum den Boden berührenden Schritt. Man weiss nicht, wie all diese Menschen aussehen, aber an ihrem Schritt wird man auf die Verschiedenartigkeit ihres Wesens aufmerksam. Beim Morgengrauen denke ich nach Hause, und ich kann mir jeden Schritt vergegenwärtigen, der jetzt dort laut wird. Da ist des Werktags zuerst der Nachbar, der in der Frühe des Morgens aus dem Hause, über den bekiesten Weg des Gartens auf die Strasse hinaus schreitet. Seinem rücksichtsvollen Schritt folgen die jener Leute, die zu den Frühzügen eilen. Dann kommt im Eillauf ein für seine Gesundheit trainierender Mensch im gleichmässigen Schritt des Dahineilens die Strasse hinunter. Mit zähem Willen und täglich erneuter Ausdauer will er sich ein langes Leben erlaufen. Ob es ihm gelingen wird, auf diese Weise des Lebens besondere Gunst zu erreichen und allem bösen Schicksal ein Schnippchen zu schlagen? Ich kann es mir nicht mehr überlegen. Es klopft an der Türe, und der Arzt tritt ins Zimmer.

C. B.

Wiedersehen mit der Heimat

Man war mit achtzehn Jahren verpflanzt, in eine neue Erde eingepflanzt worden. Vater hatte sich im sechzigsten Lebensalter von den Geschäften zurückziehen müssen und sollte auf den Rat des Arztes ein südliches Klima aufsuchen. Es bedeutete einen Bruch, einen Abbruch. Das schöne, in der Grosstadt stehende Backsteinhaus in lieblichem Garten war da, in dem man alle die Jugendjahre verbrachte, und das man jetzt zu verlassen hatte. Eben schlossen sich die Schulzeit und der lange, ein wenig düster urnflorte, zur Konfirmation führende Religionsunterricht ab. Die langen sauberen Strassen des Quartiers, die Villen-Strassen und auch jene anderen mit den hohen, strengen Miethäusern, die man vom Schulweg her kannte, würde man jetzt auf lange Zeit nicht mehr sehen. Ein Expresszug umschloss eine Familie und trug sie in der sie sich fortan festzusetzen hatte. Den einzelnen sie sich fortan festzusetzen hatte. Den einzelnen Familiengliedern konnte man äusserlich kaum eine Regung ansehen. Nur Barbara, die seit zwanzig Jahren treu im Hause diente, Barbara, blond und ein wenig ältlich, sass zusammengedrückt im Coupé und weinte. War es möglich, dass die immer steiler und herber auftretenden Berge, immerhin die Berge der Heimat, und ein langer unheimlich verschlingender Tunnel diese Grenze, diesen Abbruch aufwarf?

Es war anders. Aber war es wirklich so sehr ganz anders? Man atmete diesen Wechsel zuerst instinktiv in sich ein. Man hatte seine geöffneten Sinne. War die Luft nicht milder, matter, weicher? Und zugleich die Farbe des Himmels und des Sees satter und gespannter? Wenn man im Frühling und im Herbst durch die kleinen Wege und Strassen der Aussenquartiere ging, drangen süssaufdringliche Düfte aus den Gärten, deren Namen man nicht kannte. Vor dem stillen weissummauerten Dorf- und Friedhöfen standen schwarzgrün umschlossene Cypressen: in die linden Abende tropfte langsam das Geläute der Kirchenglocken, setzte im dunklen Rhythmus ein, fiel ab. An Sonntag-Nachmittagen sass man mit dem Landvolk in Weingrotten an grauen Steintischen.

Das war das Aeussere, das gehörte zum Aeusseren.

Aber natürlich stand der ganze Mensch in diesem veränderten, neuen Bild, wurde davon umfangen, hineingetaucht. Nahm daran Anteil; sog es in sich auf, assimilierte davon. Es kam nur darauf an, in welchem Verhältnis es sich vollzog, ob es zu Freude oder zu Leid geschah, ob es überwiegend positive oder negative Kräfte auslöste? Ob sich auch hier, hinter vielleicht fremd anmutender Geste, expressiverer Aeusserungen, Verbindungen und Brücken, auf den menschlichen Kern, das menschliche Sein stossend, anbahnen liessen? Nach langer Zeitspanne kehrt der mit 18 Jahren ausgewanderte, verpflanzte, in eine andere Erde eingepflanzte Mensch in seine Heimat zurück.

Er wandert an einem spät-sommerlichen Abend über hügelige Matten. Noch standen die Wiesen in saftigem Grün, streckten sich in weitem Kreis teppichartig aus. Gegen die einfallende Dämmerung breiteten sich violette Schatten über sie aus. Jetzt werden sie zum letzten Mal gemäht; feine Grasschnitzel fallen von der blanken Sense ab; einzelne Kühe stehen am Waldpfad, heben sich gegen einen matt-blauen Himmel ab; stehen wie auf einem Gemälde, wie auf Staffage.

Der wandernde Mensch befindet sich auf einem steinigen, eingekerbten Feldweg. Er muss zunächst auf den Pfad achten, der ihn umfasst, umfängt. Aber zuweilen blickt er auf. Er will sich des Landschaftsbildes bewusst werden, es in sich aufnehmen, so wie er es von früher kennt, so wie er es einst in sich aufgenommen hat. Die Wiesen hier stehen, so weit man sehen kann, voller Laub- und Fruchtbäume und rufen doch keinen monotonen Eindruck hervor. Schon wirkt an diesem und jenem Ast ein Blatt. Wie variiert und kompliziert dieses Blätterwerk ist, wenn man es einmal genau ins Auge fasst. In der Ferne schlingen sich weisse Landstrassen über die Hügel, weisen gegen den Dunst ferner, ferner Berge und gegen den silbernen Streifen des in der Ebene liegenden Sees. Wie nüchtern und anspruchslos; wie kühl und herb die Formen und Farben dieser Natur und wie herb die sich ihr anpassenden, auf dem Felde arbeitenden Bauern sind. Auf dem nahen Dorffriedhof stehen die Gräber ihrer Väter und Urväter; stehen mit sauber-gepflegtem Blumenbeet in regelmässiger Weisse im Angesicht der stattlichen Kirche. Der in seine Heimat zurückgekehrte Wanderer erkennt jetzt Charakter und Eigenart dieser Menschen wie in einem Spiegel: das spröde Aeussere, ihre Wortkargheit, die Verheimlichung ihrer Gefühlsregungen, aber auch ihr Bodenständiges, ihre Treue, ihre Zähe und Ausdauer. Er ist bewegt, es schmerzt ihn fast. Er denkt an die Dahingegangenen, an die Gegenwärtigen. Erinnerungen stürmen auf ihn ein, überfluten ihn: die Genossen aus den Schuljahren, von dem kleinen schüchteren Burschen bis zum büffelnden Ehrgeizigen; die Kameraden im Konfirmandenunterricht mit strenger zugeknöpfter Miene. Er sieht seinen Vater wieder an Sonntagmorgen mit gebeugtem Kopf und sorgenvoller Stirn und schweigsam mit ihm durch den Wald wandern. Er spürt das Erbe in sich, das ihn zeitlebens begleitet, das ihn zuweilen gehemmt, aber auch gestärkt und unbeirrt vorwärts getrieben hat. Aber er weiss auch von dieser tiefsten Sehnsucht und Lust nach Freiheit und Lebensfreude und individueller Entwicklung, nach Unbeschwertheit und Beschwingtheit. Dies ist es, dem er draussen, jenseits seiner nördlichen Grenze begegnet ist, und das er sich als köstlichen Fund angeeignet hat.

Unterdessen hat sich der Wanderer auf dem Feldpfad fast verirrt. Der Abend senkt sich herab; Wolken steigen grau-ballig vom Horizont herauf. Er fragt die behäbige Frau am Fenster des wohlhabenden Bauernhauses nach dem Heimweg. Sie blickt ihn erst unwirsch an, dann lächelt sie über das breite, volle Gesicht: «Ihr sprecht unsern Dialekt und kennt Euch doch nicht in dieser Gegend aus. Kommt Ihr wohl gar aus der Fremde?

«Ja», sagt er schlicht, «aber die Fremde kann zu unserer zweiten Heimat werden.»

Alice Suzanne Albrecht

Aus Holland

Am 25. Juli fanden die Wahlen für das Parlament statt. Sofort wurden Stimmen laut, dass man darauf rechne, dass diesmal endlich auch eine Frau in das von der Königin zu ernennende Ministerium Einzug halten werde. Verfassungsgemäss ist nämlich die Ernennung der Minister das Recht der regierenden Fürstin, welche sich in der konstitutionellen Demokratie dem Entscheid der Wähler und der bei der Wahl an die Macht gekommenen Parteien zu fügen hat. Immerhin kann die Königin irgend einen vom Kabinettsrat vorgeschlagenen Kandidaten verweigern, was übrigens vor Dezennien nur einmal versucht worden ist.

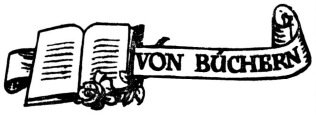
Nach mehr als 50 Tagen wird nun nach langem Hin und Her wohl bald eine sogenannte extraparlamentarische Regierung bestellt sein, die wie seit der Befreiuung hauptsächlich bis jetzt fast ausschliesslich aus Sozialisten und Katholiken bestehen wird. Diesmal aber sollen auch die beiden protestantischen Parteien sich offiziell an der Regierung beteiligen, damit eine aus vier Parteien bestehende Regierung Tatsache werde.

Die Frau, die man «hinter dem grünen Tisch» zu sehen hofft, wird selbstredend eine Vertreterin der Katholischen oder der Arbeiterfrauen sein. Man hört die Namen Dr. chem. M. Klompé, und Dr. jur. Martine Tjenk-Willink nennen, wobei die letztere offenbar im Vordergrund steht zur Uebernahme des Staatssekretariates für Soziale Arbeit. Sie soll das Vertrauen der Königin in hohem Masse geniessen und hat sich zur Zeit des Krieges und der Befreiung grosse Verdienste erworben.

W. W. F.-D.

Das Blaue Kreuz feiert

Als vor siebzig Jahren in unserem Lande eine kräftige Bewegung zur bundesrechtlichen Regelung des Alkoholwesens einsetzte, hatte im stillen ein privates, gemeinnütziges Werk begonnen, das sich die Wiederaufrichtung und Heilung der dem Trunke Verfallenen und die Bewahrung der Jugend zum Ziele setzte. Dieser erste Abstinenzverein, der sich in Anlehnung an das Rote Kreuz den Namen Blaues Kreuz beilegte, wurde besonders von den Pfarrern L. L. Rochat und Arnold Bovet gefördert. Neu war an seiner Methode, dass er strikte Enthaltsamkeit nicht nur von den Gefährdeten und scheinbar Verlorenen verlangte, sondern auch von ihren Freunden und Helfern. Die neuartige Organisation hatte nach anfänglichen Schwierigkeiten Erfolg und erkämpfte sich auch die Anerkennung von Kirchen und Staat. Sie umfasst heute in rund 540 Sektionen 22 000 Mitglieder und Anhänger, unter ihnen Hunderte von früheren Trinkern, hat sich aber auch ein kräftiges Jugendwerk angegliedert. Zum Gedächtnis an die Gründung des ersten Ortsvereins, die in Genf vor 75 Jahren erfolgt ist, werden die Vereine der deutschen Schweiz am Sonntag vor Bettag im Hallenstadion zu Zürich-Oerlikon eine eindruckvolle Kundgebung veranstalten, an der Vertreter der Kirchen, des Staates, der Wissenschaft und der Gemeinnützigkeit sprechen werden.



Frauendienst in der Kraft Gottes. Von Hedw. Wolff. Geschichte der weiblichen Diakonie. Kommissionsverlag Heinrich Majer, Basel. Preis Fr. 10.–

Hedwig Wolff ist Riehener Diakonisse und VDM., bringt somit eine doppelte Qualifikation zu dieser Festschrift für das hundertjährige Jubiläum des Diakonissenhauses Riehen mit: Die Liebe und Anhänglichkeit an ihr Mutterhaus und die theologischen Kenntnisse um den Werdegang der weiblichen Diakonie im Verlaufe der christlichen Geschichte von der historischen, kulturellen und religiösen Seite her richtig zu umfassen. Interessant verfolgen wir die Entwicklung des diakonischen Berufes von den Anfängen der christlichen Kirche her bis zu dessen Umgestaltung in die Uebernahme der Aufgabe durch die Klöster und die spätere, teilweise fast gleichzeitig einsetzende Gründung katholischer Schwesternorganisationen und protestantischer Diakonissenhäuser, in denen der Dienst am Kranken im Mittelpunkt stand, als Gottesdienst, an Stelle des Gottesdienstes um seiner selbst willen.

Interessant ist das Kapitel über den grossen Begründer der protestantischen Diakonissenhäuser, ist die Geschichte der einzelnen Schweizer Mutterhäuser, in deren Mittelpunkt zur Feier des Tages das Festkind Riehen steht.

Wir freuen uns, mit Erlaubnis der Verfasserin die geschichtlichen Anfänge der Diakonie im Feuilleton abdrucken zu dürfen.

El. St.

Zusammenarbeit von Mann und Frau. Der Schweizerische Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen gibt in einer netten kleinen Broschüre die im Mai an seiner Jahresversammlung gehaltenen Vorträge heraus. Wer den im «Schweizer Frauenblatt» erschienenen, ausgezeichneten Vortrag von Dr. Alice Zimmermann vom BIGA gelesen hat, wird gerne zu dem bei Fräulein Elisabeth Feller, Horgen, zum Preise von 2.— Franken erhältlichen Bändchen greifen.

Veranstaltungen

Bern: Frauenstimmrechtsverein Bern. Freitag, den 29. August 1952, 20.15 Uhr: Zusammenkunft im «Schweizerhaus» am Gurten. (Hin- und Rückfahrt mit Gurtenbus. Abfahrt bei der Volksbank: 19.30, 19.50, 20.15 Uhr.) Eine Indierin, Fräulein Dr. Indira Sarkar aus Calcutta, wird in Bern sprechen über «Die Rolle der Frau im modernen Indien» und wir hoffen, recht viele Mitglieder begrüssen zu dürfen. Wir empfehlen Ihnen das gemeinsame Nachtessen um 18.45 Uhr. Anmeldung während der Bürozeit.

Radiosendungen

31. August bis 6. September 1952

sr. Montag, 1. September, 14 Uhr: «Notiers und Probiers» mit folgenden Beiträgen: «Der neue Stickkurs, 3. Stich. — Liebe Hausfrau, töten Sie Ihren Mann? — Das Rezept. — Der grosse Briefkasten. — Die drei Wünsche.» — Mittwoch, 3. September, 14 Uhr: Mütterstunde: «Ist Höflichkeit Luxus?», eine Aussprache unter Müttern. — Donnerstag, 4. September, 16 Uhr: «Wollen Sie Krankenschwester werden?», ein Gespräch im Sanatorium St. Anna, Luzern. — Freitag, 5. September, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau», mit den Rubriken: «Kanada im Spiegel der Frau — Vom Bauen und Wohnen» von Tonja Koeppel-Arpagaus und «Blick in Broschüren».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Spezialhaus für
Grosskücken-Einrichtungen
Walter E. Frech & Co., Luzern
Telephon 041 / 2 98 40 / 2 98 41

Das Vertrauenshaus für Ihren Blumenbedarf

Grosse Auswahl aparter
Stoffe
für **Vorhänge** und **Polstermöbel**
Eigenes Atelier
gute Bettwaren
G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 4 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

KASPAR-GOLD
das Speisefett für hohe Ansprüche
HANS KASPAR AG. ZÜRICH 3/45
Trustfreie Speisefettfabrik Telephon (051) 33 11 22, Ipsophon (051) 33 11 27

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH SCHIPFE 3 TEL 23 91 07

Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 60

Detektiv Lier
Streng diskret - Erstes Spezialbüro liefert alle Geheimnisse
Tel. 23 29 18
Löwenstr. 56 / Bahnhof
ZÜRICH 1
a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei
38 Jahre Praxis

Schmerzen in Fuss und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 Tel. 32 22 87